

Das Ende aller Dinge

Christof Zurschmitten

Eine Erzählung aus der Muromachi-Zeit erläutert, wie utsuwamono oder kibutsu (Behälter, Werkzeuge oder Musikinstrumente) nach einem Dienst von nahezu hundert Jahren eine Seele erlangen. Zahlreiche Geschichten sind überliefert von Werkzeugen und Utensilien, die achtlos weggeworfen wurden, um zurückzukehren zu den Lebenden als rachesuchende Geister und Dämonen. So berichten die Konjaku monogatari shū von einem Geist, der die Form eines Brettes annimmt, um einen Menschen zu erschlagen, und von einem weiteren, der Verderben bringt in Gestalt eines Ölkrugs. Der Name, der uns für diese beseelten Gegenstände überliefert ist, lautet: tsukumogami.

I.

Die erste Schwester hatte sich für den Dachboden entschieden, obwohl sie ahnte, was sie erwarten würde.

Eine Mansarde, quadratisch im Grundriss, vielleicht drei auf drei Meter spannteppichbezogenen Bodens. Die Wände hölzern, die Einrichtung spartanisch: Zwei leere Betten und ein Tisch und ein Stuhl, die der Grösse des Zimmers und nicht den wachsenden Bedürfnissen seiner Bewohner angepasst worden waren. Sie war verblüfft. Sie hatte nicht erwartet, die Betten bezogen vorzufinden, schon gar nicht abgestimmt auf die Farbe der Vorhänge – ein ausgemergeltes Grün, hier wie da, in einem letzten glücklichen Zufall. Die Farbe des Fensterrahmens war zu einem grossen Teil abgeblättert und in groben Flocken herab auf den Tisch gerieselt, hatte sich auf ein Jahrzehnt von Staubkörnern und einen Stapel verblichener Buchumschläge gelegt: *Weisszahn, der Wolfshund. Im Banne des roten Planeten. Der Schatten des Schwarzen Jack.* Eine, mehrere Kindheiten waren zwischen diesen Wänden konserviert worden, und ihre Träume waren mit wenigen Farben ausgekommen. Sie musste es wissen, ihr gehörte eine davon.

Sie öffnete das Fenster, sah zu, wie der Luftzug die Farbflocken vom Tisch wischte, und lehnte sich aus dem Fenster, um die Bücher in den Schlund der eisernen Mulde zu schleudern, die vor dem Haus abgestellt worden war.

Als die erste Schwester den Dachboden gewählt hatte, stieg die zweite Schwester in das Untergeschoss, obwohl sie nichts vergessen hatte.

Sie hatte zwölf Jahre gebraucht, um den Schrecken zu überwinden, der im Flur unter dem Haus gewartet hatte. Noch auf der Treppe stehend fragte sie sich unwillkürlich, ob nicht etwas davon in den Jahren der Abwesenheit zurückgekehrt war.

Sie wusste, dass sie sich lächerlich machte. Dies waren die Ängste eines Kindes, das den Korridor huschend überquert hatte, wann immer man es nach unten geschickt hatte. Ein Kind, das ihr nur einen Augenblick zu entgleiten drohte, als ihre ins Dunkel vorausgeschickte Hand nach dem Kippschalter tastete, und tastete, und... doch sobald die Glühbirne den Flur mit einem fahlen Licht flutete, fiel ihr Blick auf das Familienwappen aus bröckelndem Gips, das eines der Geschwister für seinen Geburtstag gemacht hatte, und die Gegenwart holte sie ein. Sie konnte unmöglich mehr sagen, ob sie es nicht selbst gewesen war.

Bis auf einen Tisch an der Wand mit dem Wappen, dessen über und über von Rost befallene Beine unter einer Plastikplane hervorblieben, war der Flur leer. Auch die Türen waren, wo sie immer gewesen waren, wenn sich auch die Distanz zu ihnen geringfügig verringert zu haben schien. Die zweite Schwester erinnerte sich an den Impuls, auf diejenige zuzustreben, die ihr direkt gegenüberlag, wandte sich aber trotzig nach links, und ging zum Ende des Gangs.

Das Türblatt vor ihr war, wie ihre Angst ihr früher nie zu sehen erlaubt hatte, in einem bedenklichen Zustand – es war ein nie behobenes Provisorium aus derben Brettern, die denkbar ungeeignet schienen, etwas aus- oder einzusperren, mit einer Falle, die sich kalt anfühlte und zitterte in ihrer Hand, als sie sie hinabdrückte.

Die dritte Schwester hatte keine Wahl gehabt, und selbst wenn, hätte sie darauf verzichtet. Sie wusste, dass sie als einzige von ihnen dem Erdgeschoss gewachsen war.

Alles lag bereit: Drei weisse Beutel mit dem aufgedruckten Namen eines Hilfswerks für die noch zumutbaren Kleider, ein Stapel Bananenkisten für alle nicht-textilen Gegenstände, die nichtrettungslos verloren waren, und eine Rolle Abfallsäcke für alles andere.

Sie begann beim Schlafzimmer, kontrollierte die Schubladen beider Nachttische und räumte ihren Inhalt – neue und benutzte Taschentücher, abgelaufene Medikamente, ein Paar gebrauchter Ohrenstöpsel aus Wachs – mit ihren Gummihandschuhen in einen Müllbeutel. Sie rückte die Nachttische von der Wand, zog das Kabel der Lampen aus der Steckdose, und verstaute sie in einem Karton.

Sie hatte sich jahrelang ein Sicherheitspolster verdient mit dem Putzen fremder Wohnungen, dabei vieles gesehen und alles ausgehalten. Das hier war anders. Ein Haus, das neun Jahre lang sich selbst überlassen bleibt, nimmt ein Eigenleben an. Doch sie würde auch damit fertig werden, sagte sie sich, und wechselte über zum Wandschrank, dessen Inhalt sie zügig durch-kategorisierte nach den Farben ihrer Säcke. Die wenigen Männerkleider, die sie tatsächlich noch fand, verstaute sie ohne weitere Inspektion im Müll. Eine Reihe von Blusen, Röcken und Hosen hingegen, deren Versandhausherkunft unschwer zu erkennen war, sahen aus, als wären sie ungetragen weggelegt worden. Mit nicht mehr Aufwand, als nötig war, leerte sie zuletzt auch die Kommode, und schaute sich zufrieden um im Zimmer.

Es blieb nichts übrig ausser dem Bild, das über dem Bett hing. Ein ärmlich gekleideter Mann ging darauf einen Strand entlang, hinter ihm das Meer, an seiner Seite eine Gestalt, die aus der Entfernung nicht wie aufgemalt wirkte, sondern vielmehr, als hätte jemand die Ölfarbe abgekratzt, um nichts als einen Schemen übrigzulassen. Hinter den beiden war eine einzelne Reihe von Fussabdrücken im Sand zu sehen.

Die dritte Schwester kniete bereits auf dem Bett, um Hand anzulegen am massiven Holzrahmen, als sie aus dieser ungewohnten Distanz ein Detail erkannte, das ihr nie zuvor aufgefallen war: In Tönen, die sich kaum von der weissen Grundierung abhoben, waren Augen aufgemalt worden, die nicht dem Mann im Gemälde zugewandt waren, sondern ihr direkt ins Gesicht starrten. Sie liess ihre Hand sinken. Sie konnte schliesslich nicht wissen, wie schwer der Rahmen wog. Es war nur vernünftig, auf eine der anderen Schwestern zu warten, sagte sie sich, als sie das Zimmer verliess. Nichts als vernünftig.

II.

Als die erste Schwester die zweite, spiegelverkehrt eingerichtete Mansarde betrat, bemerkte sie, dass hier nicht nur die Möbel ihrer Kindheit bewahrt worden waren, sondern auch ihr Geruch, den der Moder nicht vollständig hatte verdrängen können. Dies waren, ganz ohne Zweifel, die Räume, in denen sie gelernt hatte, Nähe nicht als Enge misszuverstehen, und doch fühlte sie sich erdrückt vom Unbehagen, das sich dort eingenistet hatte.

Die Spuren waren deutlich in diesem Zimmer. Auf dem Tisch fand sie einen Katalog, dem einzelne Wörter und Buchstaben entnommen worden waren, das Tatwerkzeug, ein Japanmesser, war auf den Boden gefallen und nie aufgehoben worden. Eine Puppe mit einem verrenkten Bein lag auf einem Bett, das auf halbem Weg zu einem frischen Bezug zurückgelassen worden war, und flackerte mit den Augenlidern, als die Schwester sie aufhob, um sie aus dem Fenster zu werfen. Sie musste mitansehen, wie das Plastik des Puppenkopfes auf dem Bord der Mulde zersprang, und beeilte sich, die Zeitung, das Messer und den Inhalt der Tischschub-lade in einen Abfallsack zu stecken, bevor sie mit hektischen Bewegungen die Wäsche beider Betten zu einem Ballen zusammenwickelte, und aus dem Zimmer eilte.

Die zweite Schwester erkannte mit grimmiger Genugtuung, dass das, was auf der anderen Seite gewartet hatte, den Ängsten ihrer Kindheit mehr als gerecht wurde: Fünf, sechs trügerische Stufen, die in etwas hinabführten, für das das Wort „Raum“ zu gut gewesen wäre. Es war ein Loch, ein finsternes, schäbiges Loch, wie in einem nachträglichen Einfall in den Boden unter dem Haus gegraben, um dem überdimensionierten Heisswas-serboiler Platz zu machen.

Dafür, und dafür allein, hätte das Loch gut genug sein können. Aber nichts war gut genug für ihn, der sich stets damit gebrüstet hatte, in seinem Leben nie etwas verschwendet zu haben. Er hatte eigenhändig die Rohre verlegt und in der hintersten Ecke, wo ein diesiges Licht durch ein dauerblindes Stück Glas einfiel, eine WC-Schüssel installiert. Eine Vorkehrung, um alle Unterbrechungen der stundenlangen, konzentrieren Arbeit in der Werkstatt so kurz wie möglich zu halten. Nicht, dass die Ge-

schwister je auf die Idee gekommen wären, den durch seinen Peinlichkeit keinen Deut an Ernst einbüßenden Streit um das einzige andere Badezimmer des Hauses einzutauschen gegen den Gang nach unten. Gegen das Loch. Dies war kein Reich für Kinder, oder für irgendjemanden sonst, ausser ihm. Als sie sah, dass auf der Halterung neben der Schüssel noch die Resten einer schimmelnden Rolle Papier hingen, musste sie lachen. Beim Hinausgehen warf sie die Tür hinter sich zu, die ihr die Befriedung eines lauten Knalls verweigerte.

Sie ging mit entschlossenen Schritten auf das andere Ende des Flurs zu, und hielt erst auf den letzten Metern inne, als sie vom säuerlichen Geruch überwältigt wurde, der mit jedem Schritt durchdringender geworden war. Als sie die Türe am Ende des Korridors öffnete und die gefangene Luft befreite, fiel ihr schlagartig ein, dass ihr Vater so gerochen hatte, oder dass es bei ihm so gerochen hatte... sie wusste nicht länger, ob es der Geruch seines Körpers gewesen war oder der seines Weinkellers, dieses Betonverschlags mit seiner doppelten Reihe von Holzgestellen, auf denen die längst in den Rinnstein entleerten Kunststofftanks immer noch warteten. Beides, Keller- wie Körpergeruch, war über die Jahre so miteinander verschmolzen, dass die Unterscheidung in ihrer Erinnerung nicht mehr möglich war.

Zum ersten Mal in ihrem Leben bekam sie den Gedanken zu fassen, dass ihr Vater vielleicht Glück gehabt hatte, so früh zu sterben... früh genug, dass ihr nie ein anderer Name als „Papa“ für ihn hätte einfallen können. Sie setzte sich auf die Betonstufen und atmete die Kellerluft in tiefen Zügen ein und aus. Ein, und aus.

Das Nähzimmer setzte der dritten Schwester keine nennenswerten Widerstände entgegen. Es war offensichtlich schon lange vor dem Auszug nicht mehr benutzt worden. Sie fand eine veraltete Maschine, die sie ohne Zögern zur Mulde vor dem Haus brachte. Den Stoffresten und dem Inhalt der beiden Nähkästen, die sie im einzigen Schrank des Zimmers fand, widmete sie nur unwesentlich mehr Aufmerksamkeit. Die adretten Reihen der Nadeln, die Zwirnspulen und Knöpfe mit ihren lebhaften Farben zu entsorgen, wäre, wie sie wusste, eine Sünde gewesen. Sie hatte die Kästen zur Seite gelegt und zügig den Rest des

Zimmers erledigt.

Das Wohnzimmer hielt sie kaum länger auf. Seit der Fernseher in die Küche verfrachtet worden war, war es so unnütz geworden wie das Nähzimmer. Den Inhalt des Bücherregals, in dem nichts als alte *Reader's Digest*-Ausgaben und ein zwölfbändiges Universallexikon standen, räumte sie in eine Kiste, die sie später in die Mulde werfen würde. Ob die Polstergruppe und die restlichen Möbel noch zu verkaufen waren, sollten andere entscheiden.

Im Moment gab es Wichtigeres zu erledigen, und sie machte sich keine Illusionen darüber, dass sie nicht ewig so weitermachen konnte.

III.

Es gibt Grenzen, die zwei Seiten nicht nur trennen, sondern beide voreinander schützen, und die nie niedergerissen werden sollten.

Der Schlüssel fühlte sich entschieden falsch an in ihrer Hand. Sein altmodischer Bart wies ihn als Relikt einer Zeit aus, in der es unvorstellbar gewesen war, dass sie je über ihn verfügen würde. Und nun stand die erste Schwester da, drehte den Schlüssel im Schloss, und betrat gebückt den Vorhof zum letzten Geheimnis ihrer Kindheit.

Dass dieses Geheimnis so lange hatte bewahrt werden können, war nicht allein der Verdienst der Mutter gewesen. Sie hatte den Schlüssel gehütet und die Welt jenseits der Türe zur verbotenen Zone erklärt, aber es war die Furcht der Kinder gewesen, die sie erst wirklich dazu gemacht hatte. Die gegenseitige Versicherung, dass hinter der Wand das Scharren zu vernehmen war, manchmal tief in der Nacht. Der unerschütterliche Glaube an die Geschichten, die sich die Kinder, lediglich durch eine Wand geschützt, erzählten über das Dunkel unter der Dach-schräge und die Dinge, die dort umgehen mochten...

Und nun stand sie inmitten dieser stickigen, warmen Finsternis, die sich dagegen sträubte, dem Strahl ihrer Taschenlampe nachzugeben, einer Dunkelheit, die den gesamten Estrich aus-zufüllen schien und dennoch Platz liess für ihre wachsende Fassungslosigkeit. Vor der ersten Schwester erstreckte sich eine unheilige Unordnung, ein unsägliches Chaos, das von den Wänden kommend in zunehmend irren Mustern zur Tür kroch.

Sie hatten alle vermutet, dass ihre Mutter diesen Raum als letzten aufgegeben hatte, bevor das Haus um sie herum endgültig zusammengeschrumpft war auf ein Zimmer, Küche, Bad. Aber die Beharrlichkeit, die Zähigkeit, mit der sie noch hier heraufgestiegen sein musste, als sie nach aussen längst jeden Eindruck von Vitalität aufgegeben hatte... Die Schwester bahnte sich im Kauergang eine Schneise zu den hintersten Kartons, deren präzisere Anordnung zumindest die Möglichkeit eines Anfangs versprach. Im Licht der Lampe sah sie, dass die Kartons markiert waren mit der Handschrift ihrer Mutter, und dass sie tatsächlich enthielten, was die Aufschrift behauptete: Eingemotzte Winterkleider, einen Stapel vollgeschriebener Schulhefte, eine Ansammlung von zusammengehörigen Küchenutensilien, die über mehrere Kartons verteilt waren.

Die zweite Reihe war durch einen schmalen, leer gelassenen Korridor vom ersten getrennt und, wie sie augenblicklich verstand, der Grund, all dies zum Tabu zu erklären. Die Anordnung der Kartons machte nur noch einen notdürftigen Anschein von Ordnung, aber sie trugen durchgehend dieselbe, mit erkennbarer Sorgfalt ausgeführte Aufschrift: Geschenke. Die Schwester öffnete einen, gewölbt wie eine abgelaufene Konservendose, und fand ein halbes Dutzend Zwillinge der Puppe mit den flatternden Lidern, einen Stoss Kinderkleider und mehrere Küken aus Plüscht, die den antiken Batterien in ihrem Innern ein enerzierendes Zwitschern abtrotzen, wenn man sie in die schwitzende Handfläche nahm. In einer weiteren, halbleeren Schachtel lagen zwei Paar Gartenscheren, handgehäkelte Teeuntersetzer und ein Päckchen, das eingewickelt war in die silbern glänzende Rückseite des Papiers eines Kaffeebohnenbeutels... sie fand Rosenkränze aus unterschiedlichsten Materialien, Säbel aus Plastik mit dem schwachen Krebs-Geruch billigen Jahrmarktspielzeugs, Weihwassergefäße in Form einer Muttergottes mit abschraubbare Krone und Basteleien, die mit wachsendem Abstand zur Wand zunehmend alle Grenzen zum blossen Abfall verschwimmen liessen. In dieser Weise setzte sich das Panoptikum des gutgemeinten Geschmacks fort, Kiste um Kiste, Reihe um wirrer werdende Reihe, wie die Ringe eines Baumes, der von der Rinde her von einer Krankheit aufgezehrt wird.

Sie schlepppte Karton um Karton heraus, holte einen nach dem anderen ans Licht, und über-prüfte sorgfältig den Inhalt jedes

einzelnen. Sie hätte nicht sagen können, wonach sie eigentlich suchte. Sie wusste nur, dass das, was sie im Begriff war zu tun, wichtig war.

Eigentlich, dachte die zweite Schwester, war es erstaunlich, dass die beiden Interessen ihres Vaters so nahe beieinander hatten bestehen können. Sie stand vor der Werkstatt – in der letzten Tür, jener, die dem Treppenhaus direkt gegenüberlag – und staunte einmal mehr darüber, wie makellos aufgeräumt sie unter ihren Staubschichten war. Ein Handwerker, der nicht Ordnung zu halten weiss, ist nicht die Schwielen an seinen Händen wert, pflegte er zu sagen. Eine Ordnung, die nichts hatte stören können. Nicht sein Weinkeller, nicht einmal ihre Mutter in den letzten schwindenden Jahren vor dem Auszug. Kaum etwas deutete darauf hin, dass sie diesen Raum nach seinem Tod überhaupt je wieder betreten hatte.

An der Wand stand immer noch die Werkbank, über die gebeugt sie ihren Vater angetroffen hatte, wann immer man sie nach unten geschickt hatte um ihn zu holen. Einen Moment lang überlegte sie, ob er es darauf angelegt hatte, ihr nie im Keller zu begegnen, oder ob es reiner Zufall war. Beides schien gleichermassen unwahrscheinlich und vielleicht unerheblich. Die Werkbank war, von den Spuren reger Nutzung abgesehen, in makellosem Zustand. Die Schwester vermutete, er hätte nichts einzuwenden gehabt gegen den Gedanken, dass sie weiterhin jemandem gute Dienste leisten würde, selbst wenn es ein Fremder sein sollte.

Sie selbst hatte nur einmal an dieser Werkbank gesessen, auf einem Hocker, den ihr Vater aus dem Keller geholt hatte. Er stand, wie meistens, wenn er arbeitete, und versuchte ihr zu erklären, wie sie Zeit gewinnen konnte beim endlosen Einkerben der Rundhölzer, die sich irgend-wann zusammenfügen sollten zu einer Krippe – die erste richtige Bastelarbeit, die man ihr in der Schule zu machen erlaubt hatte. Er war ein erbärmlicher Lehrmeister gewesen, ungeduldig, ohne Verständnis ihr gegenüber. Nach drei Stunden ohne nennenswerten Fortschritt, die sie zornig und stolz schnitzend neben ihm verbracht hatte, war sie erschöpft nach oben gegangen, und fand am folgenden Tag die fertiggestellte Krippe vor ihrer Zimmertür.

Sie wollte den metallenen Werkzeugwagen unter der Bank hervorziehen, schätzte aber sein Gewicht falsch ein und rollte sich den Wagen gegen das Schienbein. Nachdem sie lautstark geflucht hatte und der Schmerz allmählich abebbte, öffnete sie jede Schublade einzeln. Sie enthielten, eine wie die andere, sorgsam gepflegte, der Grösse nach geordnete Werkzeuge: Schraubenzieher und -schlüssel, Hämmer und Stemmeisen, Zangen, Schrauben, Schleifpapier und Nägel und Hobel und Bohrer und weitere Instrumente, deren genauen Namen und Zweck zu lernen sie nie Gelegenheit hatte. Die Werkzeuge lagen vor ihr in ihren vorgestanzten Plastikmulden wie in offenen Särgen oder zierlichen Betten, als würden sie warten.

Auf der Werkbank fand sie einen Notizblock mit einigen Skizzen und riss eine Seite heraus, auf die sie mit einem rechteckigen Bleistift die Worte „Verkaufen: Fast komplettes Werkzeugset, tadelloser Zustand“ schrieb. Sie befestigte das Blatt Papier mit einem Streifen Klebe-band am Werkzeugwagen, öffnete die zweitoberste Schublade und nahm ein Stemmeisen aus seiner Versenkung, das sie in ihre Handtasche steckte, bevor sie die Lichter ausmachte und sich anschickte zurück zu gehen, nach oben.

Das Bad war, wie die dritte Schwester mit Erleichterung feststellte, erträglich. Die Haushaltshilfe, die ihre Mutter einmal als ihren Engel bezeichnet hatte, hatte das Beste aus ihrer beschränkten Zeit gemacht. Die Reinigungsarbeiten würden sich, so abrupt der Aufbruch auch gewesen war, auf die Folgen der Verwahrlösung beschränken, die in den Jahren danach gekommen waren.

Es gab nicht viel zu kategorisieren: In der Duschkabine fand sie einen Bimsstein, eine Seife, eine Nagelbürste und eine Shampooflasche, die sie, wie alles weitere auch, ohne Zögern in den Abfallbeutel beförderte. Einmal nur liess sie sich kurz aufhalten, als sie in einer vergilbten Kartonschachtel auf eine Trockenhaupe stiess, die sich in ihren Händen ausbreitete wie eine Qualle. Doch nach einem Augenblick der Besinnung steckte sie auch diese zum restlichen Müll und machte weiter, leerte das Hänge-regal und den Schrank voller verwaschener Frotteewäsche, und schaffte es sogar, den Spiegelschrank auszuräumen, ohne ihr

Spiegelbild angeblickt zu haben.

Sie hatte es beinahe geschafft und war überzeugt davon, entgegen allen Erwartungen mit ihrem Stockwerk nicht nur besser, sondern auch schneller fertig zu werden als ihre Schwestern, als sie in einer letzten Schublade, im Möbel unter dem Waschbecken, auf eine Haarbürste stiess – rund, gefertigt aus Metall, als müsste sie ein Leben lang halten und weit darüber hin-aus. In den Borsten hingen Haare, weiss und gesund, wie sie es bis zum Schluss geblieben waren. Kräftig genug immer noch, um den Blick der Schwester gefangen zu nehmen und fest-zuhalten, um sie hinabzuziehen in die Erinnerungen an ihre Mutter und ihren letzten wachen Geburtstag, an dem sie sich nichts gewünscht hatte ausser Gesellschaft, die Erwähnung ihres Namens im Radio und dieses Lied über die Silberfäden in den Haaren, deren Wert durch kein Edelmetall der Welt aufzuwiegen sei. Die Schwester, die dieses Lied immer durchschaut hatte als der sentimentale Unfug, der es sicher, und als Appell ihrer Mutter, der es vermutlich war, stand da, die Bürste in der Hand, und sah hilflos und dankbar mit an, wie sie ergriffen wurde von etwas, das mit einem Namen klein zumachen sie sich hütete.

IV.

Die drei Schwestern sassen am Küchentisch, der gedeckt war mit dem Teeservice und der gusseisernen Kanne, die eine von ihnen einmal von einer Japanreise zurückgebracht hatte, und belogen ihre Mutter. Nein, sagte die erste, es gehe wirklich nur darum, sich das Heim anzusehen. Einen ersten Eindruck, bekräftigte die zweite, für später, vielleicht, irgendwann, und sie sei sicher, dass es ihrer Mutter gefallen werde. Sie solle sich nicht so haben, meinte die dritte, sie verbringe doch weiss Gott bereits genug Zeit im Haus, ein Ausflug könne ihr nur gut tun, und schliesslich sei es selten genug, dass sie vier zusammen seien...

Als die Widerstände der Mutter endlich gebrochen waren, liess sie sich von den Schwestern in ihren Mantel und ihre Schuhe helfen, bekreuzigte sich, und folgte ihnen ins Treppenhaus. Vor der Eingangstüre suchte sie ein letztes Mal den Blick der Schwestern und sagte: „Wenn ich jetzt aus dieser Türe trete, werde ich dieses Haus nie wiedersehen.“ Es war keine Frage, und wenn es ein Vorwurf sein sollte, war er an niemanden Bestimmtes gerichtet.

Als die Schwestern allein zurückkehrten, stand der Krug immer noch auf dem Tisch.

Die drei Schwestern sassen erneut am Küchentisch, zum ersten Mal seit neun Jahren, und sprachen. Sie sprachen darüber, was sie geleistet hatten, und was noch vor ihnen lag, sie sprachen über den Zustand des Hauses, den sie bedauerlich nannten, sie sprachen über Gott, sie sprachen über die Welt, und irgendwann, als sie zu erschöpft waren, um noch länger nicht darüber zu sprechen, sprachen sie über den Tod, der schliesslich doch noch gekommen war, um sich das Wenige zu holen, was übriggeblieben war von ihrer Mutter, und damit den Bann gebrochen hatte, der über dem Haus lag.

Sie sprachen, über all dies und mehr, sie sprachen stundenlang, und keine von ihnen wäre auf die Idee gekommen, den Teekrug aus dem Schrank zu holen, wo er stehenblieb, um später, irgendwann, gefunden zu werden von jemandem, der neu war in diesem Haus, und es nicht besser wissen konnte.